Behördensoftware 1995: Hintergrund und digitale Ursprünge

Category: Opinion
geschrieben von Tobias Hager | 13. August 2025



Behördensoftware 1995: Hintergrund und digitale Ursprünge

Es war einmal das Jahr 1995: Windows 95 war der heilige Gral, das Internet ein Modem-Gekreische – und deutsche Behörden? Die kämpften mit Software, die selbst dem Begriff “Legacy” einen schlechten Ruf verpasst. Wer heute über digitale Verwaltung lacht, hat offenbar vergessen, wie alles begann: mit pixeligen Oberflächen, kryptischen Datenbanken und einer Behörden-IT, die schon damals technisch hinterherhinkte. Willkommen beim Ursprung des digitalen Verwaltungsdilemmas. Wer wissen will, warum Deutschlands E-Government 2024 noch immer lahmt, muss zurück zu Behördensoftware 1995. Wer jetzt noch dabei ist, bekommt die gnadenlos ehrliche Analyse, wie alles

schiefging – und was das für heute bedeutet.

- Wie Behördensoftware 1995 wirklich funktionierte – und wie sie entstand
- Warum Behörden früh digitale Pioniere waren, aber trotzdem alles verschliefen
- Die wichtigsten technischen Merkmale und Limitierungen der Software jener Zeit
- Wie Datenbanken, Standards und Schnittstellen die digitale Verwaltung prägten – und bis heute lähmen
- Legacy-IT: Warum Altlasten aus den 90ern der Verwaltung bis heute das Genick brechen
- Schritt-für-Schritt: So entstanden Behördenanwendungen damals wirklich
- Die größten Fehlentwicklungen – und wie sie die Digitalisierung heute sabotieren
- Was Behörden, IT-Dienstleister und Politik daraus nie gelernt haben
- Klare Handlungsempfehlungen für alle, die aus der Technik-Geschichte wirklich lernen wollen

Wer sich heute über die digitale Verwaltung aufregt, vergisst gerne: Die Wurzeln des Chaos liegen drei Jahrzehnte zurück. Behördensoftware 1995 war keine Bastelarbeit von Amateuren, sondern das Resultat staatlicher Technikplanung – und ein Lehrstück in Sachen Bürokratie trifft Technik. Wer begreifen will, warum digitale Transformation in Deutschland so zäh läuft, muss in die Welt von 16-Bit, Access-Frontends, Lotus Notes und X.400 abtauchen. Die Behörden-IT der 90er hat Standards gesetzt – leider die falschen. Eine schonungslose Rückschau, bei der jedem heutigen IT-Projektleiter die Nackenhaare zu Berge stehen. Willkommen in der Urzeit des E-Government – hier werden die echten Fehler gemacht, für die wir heute noch zahlen.

Digitaler Aufbruch oder bürokratischer Rückschritt? Die Ausgangslage der Behördensoftware 1995

1995 war für viele Behörden ein Jahr des Aufbruchs – zumindest in der Theorie. Der Begriff “E-Government” war noch nicht geboren, aber in den IT-Stabsstellen der Ministerien und Kommunen arbeitete man fieberhaft am “digitalen Staat”. Ein Großteil der Prozesse lief noch analog. Papier, Stempel, Aktenordner – das war die Realität. Doch der Druck nahm zu: Bürger forderten schnellere Bearbeitung, die Politik wollte “Effizienz durch Technik”, und IT-Hersteller witterten das große Geschäft mit der öffentlichen Hand.

Die technischen Voraussetzungen waren jedoch – freundlich formuliert – abenteuerlich. Die meisten Behörden arbeiteten auf PCs mit 386er- oder 486er-

Prozessoren, Windows 3.1 oder, für die besonders Mutigen, Windows 95. Netzwerkstrukturen? Meistens Novell NetWare oder Token Ring. E-Mail war für viele eine Zukunftsvision; Akten wurden per Hauspost verschickt. Die ersten Behörden-Server liefen mit Unix, OS/2 oder Windows NT – allesamt Systeme, die für maximale Sicherheit und minimale Usability standen.

Und genau hier beginnt das Dilemma: Behörden wollten modernisieren, aber sie waren technologisch und organisatorisch völlig überfordert. Es fehlten Standards, Know-how, Schnittstellen – und vor allem: eine Strategie. Stattdessen setzte man auf proprietäre Lösungen, Eigenentwicklungen oder die Software der "großen Anbieter". Wer heute über die IT-Landschaft der Verwaltung lacht, sollte sich an die Ursprünge erinnern: Sie war von Anfang an ein Flickenteppich.

Die Folge: Eine unglaubliche Vielfalt an Systemen, inkompatible Datenbanken, Software, die auf einzelne Fachverfahren zugeschnitten war, und ein Wildwuchs an Schnittstellen. Jede Behörde kochte ihr eigenes Süppchen – und schuf damit die digitale Fragmentierung, die Deutschland bis heute lähmt. Wer 1995 in die IT einer deutschen Großstadtverwaltung blickte, sah ein Labyrinth aus Anwendungen, die oft nicht einmal miteinander kommunizierten.

Technische Merkmale und harte Limitierungen: Die DNA der Behördensoftware 1995

Wer sich heute über veraltete Behörden-IT ärgert, sollte sich die technischen Realitäten von 1995 ins Gedächtnis rufen. Die Software jener Zeit war geprägt von Limitierungen, die aus heutiger Sicht grotesk erscheinen – aber jede spätere Entwicklung geprägt haben. Stichwort: Legacy-IT.

Das zentrale Merkmal war die "Fachanwendung". Jede Abteilung, jedes Ressort, jede Dienststelle hatte oft ihre eigene Softwarelösung. Ob Einwohnerwesen, Kfz-Zulassung oder Liegenschaftsverwaltung – für jeden Vorgang existierte ein separates Programm, häufig von spezialisierten IT-Dienstleistern entwickelt, selten nach einheitlichen Standards. Die Folge: Dateninseln, kein Datenaustausch und eine technische Sackgasse.

Die meisten Anwendungen liefen als sogenannte Fat Clients: monolithische Programme auf einzelnen Arbeitsplatzrechnern, verbunden mit zentralen Datenbanken – sofern überhaupt eine Serverstruktur existierte. Viele Behörden setzten auf FoxPro, Access, Paradox oder (für die Glücklichen) Oracle und IBM DB2. Die Datenhaltung war selten zentralisiert und noch seltener abgesichert nach heutiger Vorstellung von Security oder Datenschutz.

Ein Riesenproblem: Schnittstellen. Schon damals wurde klar, dass die Programme kaum miteinander kommunizierten. Wer Daten von einer Anwendung in die andere übertragen wollte, exportierte sie als CSV – wenn überhaupt. XML? Noch Zukunftsmusik. Noch schlimmer: Die Oberflächen der Software waren oft so

kryptisch, dass selbst darin geschulte Sachbearbeiter regelmäßig an ihre Grenzen stießen. Usability war ein Fremdwort, Barrierefreiheit existierte praktisch nicht.

Technische Limitierungen gab es zuhauf. Betriebssysteme waren instabil, Software stürzte bei größeren Datenmengen einfach ab. Netzwerke arbeiteten langsam und unzuverlässig. Updates waren riskant: Schon ein falsch installiertes Service Pack konnte eine komplette Behörde lahmlegen. Und Sicherheit? Virenscanner wurden erst ab Ende der 90er ernsthaft eingesetzt – und auch nur, wenn Budget übrig war.

Zwischen Insellösungen und Standards: Datenbanken, Schnittstellen, Legacy

Die größte Hypothek der Behördensoftware 1995 war die völlige Abwesenheit echter Standards. Jede Softwarelösung brachte ihre eigene Datenbankstruktur, eigene Schnittstellen – oder gleich gar keine. Die Folgen waren dramatisch: Daten konnten nicht ausgetauscht, Prozesse nicht automatisiert, Anwendungen nicht modular erweitert werden. Wer heute über “Daten-Silos” klagt, blickt auf ein Problem, dessen Ursprung genau hier liegt.

Die wichtigsten Datenbanksysteme waren Access, FoxPro, Paradox, dBase, Oracle und DB2 – je nach Größe und Budget der Behörde. Die Datenmodelle waren so unterschiedlich wie die Anwendungsfälle. Eine zentrale Benutzerverwaltung? Fehlanzeige. Identitätsmanagement? Ein Fremdwort. Jede Anwendung brachte ihr eigenes Berechtigungssystem mit, das von findigen Admins per INI-Dateien oder Registry-Hacks “sicher” gemacht wurde.

Schnittstellen waren ein ungeliebtes Stiefkind. Es gab keine einheitlichen APIs, keine standardisierten Datenformate. Wer Daten austauschen wollte, musste sich mit Export- und Importfunktionen behelfen – meistens per CSV, manchmal mit proprietären Tools, selten automatisiert. Schon damals zeigte sich: Der Mangel an Interoperabilität war nicht technischer Natur, sondern das Resultat von fehlender Planung und Kompetenzen.

Wirklich fatal: Diese technischen Altlasten – das, was man heute als Legacy-IT bezeichnet – wirken bis heute nach. Die meisten Behördenanwendungen wurden jahrelang weiterbetrieben, angepasst, “modernisiert”, aber nie von Grund auf erneuert. Noch im Jahr 2024 laufen in vielen Verwaltungen Programme, deren Kern aus den 90ern stammt. Jeder Versuch, neue digitale Dienste zu entwickeln, scheitert an den starren, inkompatiblen Architekturen aus dieser Zeit.

Wer verstehen will, warum E-Government in Deutschland so schleppend läuft, muss die Schnittstellenmisere von 1995 kennen. Die Vorstellung, dass Software modular, offen und standardisiert sein sollte, war damals schlicht nicht Teil der Behörden-DNA. Und das rächt sich bis heute mit millionenschweren IT-

Projekten, die an der Legacy ersticken.

Wie Behördenanwendungen 1995 wirklich entstanden: Ein Schritt-für-Schritt-Realitätscheck

Wer glaubt, Behördensoftware 1995 sei nach klassischen IT-Projektmethoden entstanden, der unterschätzt die kreative Kraft von Bürokratie gepaart mit Technikangst. Die Realität war ein zäher, oft dysfunktionaler Prozess, der mehr mit Verwaltungslogik als mit Software-Engineering zu tun hatte.

- Bedarfserhebung durch Fachabteilung
  Die Fachabteilung meldet ihren "Bedarf" – meistens als seitenlange Wunschliste in Word, selten mit technischer Expertise. Die IT-Abteilung versteht nur die Hälfte, nickt aber ab, weil sie keine Alternative hat.
- Ausschreibung und Vergabe
  Öffentliche Ausschreibungen zwingen Anbieter zur Einhaltung von Formalien, nicht von technischen Standards. Meist gewinnt der billigste Anbieter – nicht der beste.
- Entwicklung durch externe Dienstleister
  Die eigentliche Software entsteht außerhalb der Behörde, mit minimaler Einbindung der späteren Nutzer. Die Dokumentation ist kryptisch, der Quellcode bleibt beim Hersteller.
- Installation und Schulung
  Die Anwendung wird ausgerollt – oft mit erheblichen Schwierigkeiten bei der Anpassung an lokale Netzwerke, Datenbanken und Betriebssysteme. Schulungen sind Pflicht, weil die Software alles andere als intuitiv ist.
- Betrieb, Wartung, Stillstand
  Fehler werden per Workaround gelöst. Updates sind gefährlich und werden vermieden. Nach wenigen Jahren ist die Software bereits technisch überholt, bleibt aber im Einsatz – mangels Alternativen.

Was auffällt: Der Nutzer steht nicht im Fokus. Usability-Tests? Nie gehört. Agile Entwicklung? Ein Fremdwort. Stattdessen dominieren Lastenhefte, Pflichtenhefte, Wasserfallmodell – und am Ende ein Produkt, das meist schon beim Rollout veraltet ist. Die Folgen sind bis heute sichtbar: Anwendungen, die niemand versteht, Prozesse, die digitalisiert werden, ohne besser zu werden – und eine Verwaltung, die technologisch immer auf dem Stand von vorgestern bleibt.

Die größten Fehlentwicklungen – und warum sie bis heute alles sabotieren

Die Fehler, die in den 90ern gemacht wurden, wirken bis heute wie ein digitaler Fluch. Die wichtigsten Fehlentwicklungen der Behördensoftware 1995 sind so relevant wie nie – und werden regelmäßig in teuren IT-Projekten der Neuzeit wiederholt.

Erstens: Die völlige Abwesenheit von Interoperabilität. Weil jede Anwendung ein Eigenleben führte, entstanden unüberwindbare Barrieren zwischen Behörden, Ämtern und sogar einzelnen Abteilungen. Datensilos wurden zur Normalität – und machen heute jedes Digitalprojekt zur Mammutaufgabe.

Zweitens: Die Fokussierung auf proprietäre Lösungen. Viele Behörden banden sich an einzelne IT-Dienstleister, deren Software zwar kurzfristig das gewünschte Fachverfahren abbildete, aber langfristig jede Innovation blockierte. Die Folge: Vendor-Lock-in, horrende Wartungskosten und das Scheitern jeder Modernisierung.

Drittens: Die Vernachlässigung von Usability und Nutzerzentrierung. Die Software wurde für die Organisation entwickelt, nicht für die Menschen, die sie bedienen müssen. Das Ergebnis: Ineffizienz, Fehleranfälligkeit, Frustration – und ein schlechtes Image der digitalen Verwaltung.

Viertens: Die Missachtung von IT-Sicherheit und Datenschutz. In den 90ern war Security ein nachrangiges Thema. Passwörter wurden auf Zetteln notiert, Datenbanken waren selten verschlüsselt. Die Folgen sind heute in Form von Datenschutzskandalen und Sicherheitslücken sichtbar.

Fünftens: Das Versäumnis, Altlasten abzubauen. Statt konsequent zu modernisieren, wurden Altanwendungen immer weiter betrieben, angepasst und “migriert”. Die Legacy-IT wurde zum digitalen Klotz am Bein – und verhindert bis heute echte Innovation.

Was Verwaltung, IT-Dienstleister und Politik daraus nie gelernt haben

Die traurige Wahrheit: Viele der Fehler von 1995 werden 2024 noch immer gemacht. Die Behördensoftware der 90er war ein Produkt ihrer Zeit – aber die strukturellen Versäumnisse wurden nie wirklich aufgearbeitet. Politik, Verwaltung und IT-Dienstleister haben es versäumt, echte Lehren aus der Technik-Geschichte zu ziehen.

Statt konsequenter Standardisierung und gemeinsamer Plattformen setzte man weiter auf Eigenbrötelei. Schnittstellen werden auch heute noch häufig als nachträgliches Feature betrachtet, nicht als Designprinzip. Die Folge: Jedes große Digitalprojekt (siehe Onlinezugangsgesetz, Registermodernisierung) scheitert an der eigenen Komplexität – und an den Altlasten von 1995.

Auch die Fehlerkultur ist unverändert: Fehlentwicklungen werden selten offen analysiert, sondern lieber "wegmodernisiert". Legacy-Systeme werden mit teuren "Brückenlösungen" am Leben gehalten, statt sie abzulösen. Die technische Schuld wächst – und mit ihr der Frust auf allen Seiten.

Die Politik wiederum unterschätzt regelmäßig die Komplexität der IT-Landschaft. "Digitale Verwaltung" wird zur Parole, nicht zum Projekt. Budgets werden bereitgestellt, aber die strukturellen Probleme – fehlende Standards, inkompatible Daten, fragmentierte Softwarelandschaften – bleiben bestehen. Wer wirklich digitale Verwaltung will, muss die Altlasten aus 1995 endlich konsequent entsorgen.

Handlungsempfehlungen: Was wir aus der Technikgeschichte lernen müssen

Der Blick zurück ist nur dann sinnvoll, wenn daraus echte Konsequenzen gezogen werden. Die Geschichte der Behördensoftware 1995 zeigt: Wer Digitalisierung ernst meint, muss endlich radikal umdenken. Hier die wichtigsten Handlungsempfehlungen für moderne Behörden-IT:

- Legacy-IT konsequent ablösen
  Altsysteme müssen ersetzt, nicht weiter gepflegt werden. Nur so entsteht Raum für Innovation und echte Digitalisierung.
- Standards und Schnittstellen priorisieren
  Jede neue Anwendung muss offene, dokumentierte APIs bieten und auf interoperablen Datenmodellen basieren. Proprietäre Insellösungen dürfen nicht mehr beschafft werden.
- Nutzerzentrierung als Pflicht
  Software muss für die Menschen gebaut werden, die sie nutzen – nicht für Abteilungen oder Anbieter. Usability, Barrierefreiheit und Schulungsaufwand müssen zentrale Kriterien sein.
- IT-Sicherheit und Datenschutz von Anfang an integrieren
  Security darf kein nachträgliches Add-on sein, sondern muss als Grundprinzip in Architektur und Betrieb verankert sein.
- Fehlerkultur und Transparenz fördern
  Fehlentwicklungen müssen offen analysiert, dokumentiert und zum Anlass für strukturelle Verbesserungen genommen werden.

Nur wer diese Grundsätze wirklich lebt, kann verhindern, dass die Fehler von 1995 noch weitere Jahrzehnte nachwirken. Die digitale Verwaltung der Zukunft braucht Mut zur Tabula Rasa – und die Ehrlichkeit, aus der Geschichte zu

lernen.

Fazit: Die digitale Verwaltung ist eine Altlast – und das ist kein Zufall

Behördensoftware 1995 ist mehr als ein Kuriosum der Technikgeschichte. Sie ist das Fundament, auf dem Deutschlands digitale Verwaltung bis heute steht – oder besser: wackelt. Die strukturellen Fehlentwicklungen, technischen Limitierungen und organisatorischen Versäumnisse jener Zeit prägen jeden Versuch, die öffentliche IT zu modernisieren. Wer Digitalisierung ernst meint, muss sich der bitteren Wahrheit stellen: Ohne radikalen Bruch mit den Altlasten bleibt jeder Fortschritt kosmetisch.

Es reicht nicht, neue Plattformen auf alten Architekturen zu errichten. Wer die digitale Verwaltung wirklich reformieren will, muss die Ursprünge der heutigen Probleme verstehen – und endlich bereit sein, die Fehler von damals nicht länger zu wiederholen. Legacy-IT ist kein Naturgesetz, sondern eine Folge falscher Entscheidungen. Nur wer diese Spirale durchbricht, hat eine Chance, dass Behördensoftware in zwanzig Jahren nicht wieder das Paradebeispiel für digitales Scheitern ist. Willkommen in der Realität, willkommen bei 404.